Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.

Nummer 48.

Die Serbin.

Skizze von Oskar Baum, Prag.

(Nachdruck verboten.)

Mein Wiener Freund war in Friedenszeit ein ziemlich untergeordneter Bankbeamter, ein bescheidener, einfacher Mensch, an dessen reiner spröder Seele manches, das nach bürgerlichen Begriffen erschütternd wirken müßte, spurlos vorbeiging, während anderes, wie der Tod eines gar nicht so nahe befreundeten Altersgenossen, einmal ihm einen tiefen, grausamen Eindruck hinterließ. Er hatte eine eben nicht schwere, aber langsam heilende Fußverletzung durch einen Schrapnellschuß erhalten. Er lag auf hochgeschichteten Polstern halb sitzend im Bett, und wir saßen in einem Halbkreis um ihn.

Es waren damals noch ziemlich wenig Verwundete vom serbischen Kriegsschauplatz zurückgekehrt, und die großen Schlachten in Galizien hatten erst begonnen, so daß noch niemand eine rechte Vorstellung von den Vorgängen hatte und jedes Wort, das man von dritter Seite gerüchtweise hörte, begierig aufgegriffen wurde. Ihm aber saßen wir um so gespannter gegenüber, als er, der niemals ein Vielredner oder Prahlhans gewesen war, gleich zu Beginn seiner schlichten Berichte merken ließ, das wohl die meisten dort Dinge erlebt hatten, die durchaus nicht zu den notwendigen oder vorausseh baren Begleiterscheinungen eines Feldzuges gehörten.

„Wir hatten zu Beginn des Feldzuges schon ungefähr seit einer Woche die serbische Grenze überschritten“, begann er eine seiner Erzählungen, „die Kämpfe selbst, über die ja auch einiges in den Zeitungen stand, würde euch wohl ein Stabsoffizier, der ein größeres Stück des Schauplatzes übersah, besser beschreiben. Aber zwischen den Kämpfen, in den Ruhepausen, während des Essens oder in der Nacht gab es Einzelheiten, die nur die Betroffenen richtig verstehen konnten, und die auch ihr vielleicht nicht in der ganzen ungreifbaren Heftigkeit ihrer wirklichen Zusammenhänge erfassen werdet.

Es war zwischen mehreren von unserem Wiener Regiment zu einer engen Freundschaft gekommen. Es lag nicht im vielen Reden, am Anvertrauen von Herzensdingen oder an der gleichen Richtung künstlerischer und politischer Meinungen. Aber wir borgten einander Geld, wenn Gelegenheit kam, es zu verwenden, was freilich nicht sehr häufig war. Wir marschierten und schliefen meist nebeneinander, und jeder wußte für den Bedarfsfall die Adressen der Eltern oder Frauen der anderen, damit mehr als die dürre amtliche Mitteilung, und dies auf schonende Weise, in deren Hände gelange.

Da war ein junger Schauspieler Klahn, ein lustiger, ein wenig kindischer Mensch, dem immer und besonders in beklommenen Augenblicken etwas Witziges einfiel, der pedantische, biedere Dorfschullehrer Wendel, der mit Vorliebe weit ausholende Pläne und Berechnungen bevorstehender Siege darlegte, und Fähnrich Renneter, der schweigsame, in sich gekehrte Musiker, den eigentlich niemand recht kannte. Ich weiß nicht, ob er Kapellmeister oder Virtuose war, da er nicht gern darüber sprach. Ich beobachtete öfters, daß er auf Fetzen Papiers, die sich fanden, auf zerknüllte Düten und erhaltene Feldpostkarten wie im Traum Noten in ganzen Zeilen hinkritzelte und sie dann wieder fortwarf. Der Verwendbarste von allen war der lange Bauernbursche Mikicz, dem alles Essen zu wenig war und der sich darum besonders an mich hielt, weil ich, wenn ich übermüdet war oder eine heftige Erregung meine Magennerven irritierte, ihm gern die Hälfte meiner Rationen überließ. Er begriff das nicht. „Es ist eigentlich nicht recht, daß man uns so gut zu essen gibt“, sagte er öfters, „es ist dann kein Wunder, wenn unsereins nie genug hat.“ Und daß es gut war, darin hatte er recht. Die Futterbomben, wie wir die riesigen Knödel der Fahrküchen nannten, und namentlich die Gulaschkonserven könnten in keinem Restaurant besser sein.

Schlimmer schon war es zuweilen mit dem Trinken. An manchem heißen Augusttag dieses so ungewöhnlich schönen Sommers drangen wir unter immerwährenden Kämpfen in der unbewaldeten serbischen Gebirgsgegend vor, wo in den wenigen Brunnen Pferdekadaver schwammen oder das Wasser auf andere Weise vergiftet war. Man fuhr uns ja Bier nach und Obst und Schokolade. Aber alles war zu wenig für unsere vertrockneten Gaumen nach vielstündigen Kämpfen, Märschen und Sturmläufen in Sonnenglut und keinesfalls ein Ersatz für den ersehnten Schluck kalten klaren Wassers.

Am Abend eines solchen Tages war es, da hatte uns, während wir nach einem erbitterten Gefecht den fliehenden Feind verfolgten, eine Freischärlerbande in unserem Rücken einen Zug Proviant weggenommen. Wir hatten von diesem Räubergesindel auch vorher schon mancherlei zu leiden. An diesem Abend aber faßte uns eine solche Wut und Verzweiflung, daß wir ihnen, obgleich wir todmüde waren, am liebsten sogleich nachgesetzt wären, wenn die Verfolgung nicht schon einer Kavallerieabteilung übertragen gewesen wäre. Unser Durst war fürchterlich! Gegen den Hunger ließ sich ja immerhin Mais und Brot auftreiben, wenn auch nicht eben in großen Mengen; aber zu trinken gab es nichts.

Wir fühlten uns wie ausgedörrt. Der Speichel im Mund war versiegt. Die Zunge und die Lippen waren so trocken, daß man kaum reden konnte. Ueberall am Körper, besonders aber auf der Stirn, war die Haut spröde und gespannt von vertrocknetem Schweiß. Manche rissen Blätter von den wenigen Bäumen und Sträuchern und kauten sie. Einen sah ich, der legte sich gar auf den Boden und leckte den Abdentau vom Gras der Wiesen.

Wir fünf, von denen ich vorhin sprach, und noch einige andere setzten sich zusammen und machten immer nach und nach ein paar Bissen, um sie nur überhaupt durch die rauhen Kehlen hinunterzubringen, einen Schluck aus der Kognakflasche, die einer noch bei sich hatte. Aber das Zeug brannte im Hals und stachelte den Durst nur immer mehr auf.

Wir waren mit unserer Mahlzeit schon zu Ende. Einige stürzten auf den Rasen hin. Andere rauchten andächtig ihre letzten Zigaretten. Ich war schon halb im Einschlafen, als ganz nahe ein Hallo dröhnte; Mikicz' gewaltige Stimme war es.

Ich griff unwillkürlich, indem ich aufsprang, nach dem Gewehr. Aber da sah ich ein paar von den Unsern mit lustigem Lärm auf ein Weib zustürzen, das einen breiten, niedrigen Krug voll Wasser auf dem Kopf trug. Natürlich lief auch ich eilig hinzu. Das Weib, wohl nicht weit von vierzig, hatte dennoch in den Gesichtszügen wie in den Linien des Körpers eine herbe, kräftige Frische und geradezu jugendlichen Reiz. Sie war einen ziemlich steilen Feldweg heraufgekommen, und ihre Brust hob und senkte sich noch heftig. Sie schien sehr überrascht, ja ängstlich um sich zu schauen, als sie so umringt wurde, obgleich ja unsere Anwesenheit hier in der Gegend überall bekannt sein mußte. Auch verstand sie seltsamerweise nicht sogleich die unzweideutigen Zeichen der Soldaten, ihnen doch zu trinken zu geben. Sie hielt die flache Hand hin, und erst, nachdem man ihr einige Scheidemünzen hineingelegt hatte, nahm sie den Krug vom Kopf und reichte ihn dem Nächststehenden.

Da erhielt ich plötzlich einen Stoß in den Rücken, daß ich zur Seite taumelte, und Fähnrich Renneter flog an mir vorbei auf den langen Menschen zu, der sich eben gierig herniederneigte, um als erster zu trinken.

„Idioten!“ brüllte er, „seid ihr denn ganz von Gott verlassen?“ Und er riß Mikicz beim Rockkragen zurück, daß er den Krug beinahe fallen gelassen hätte. Wir starrten ihn entsetzt an; einige lachten und hielten es für einen Scherz. Aber ergriff den Krug und machte dem Weib eine befehlende Geste, selbst vorerst von dem Wasser zu trinken. Nun wußten wir, was er meinte. Wir hatten schon mancherlei von den Tücken der feindlichen Bevölkerung gehört und verschiedene Vorschriften und Ratschläge von den Offizieren erhalten.

Das Weib sah Renneter verwundert an, als verstehe sie ihn nicht. Dann lachte sie belustigt, sogar ein wenig spöttisch, wie es einigen schien, beugte leicht den Kopf und tauchte die Lippen ein. Renneter stampfte wütend auf und befahl ihr drohend, mehr zu trinken. Sie lachte wieder mit einem seltsamen unschuldigen Gesicht, machte einige Handbewegungen und sprach dabei sehr schnell und viel, woraus wir aus unseren Sprachkenntnissen nur entnehmen konnten, daß sie nicht durstig sei. Mehrere unter uns brummten ungeduldig und meinten, daß man es schon dabei bewenden lassen könne. Es müsse doch nicht jedes dieser Weiber eine Hexe sein. Aber Renneter hob den Krug zu ihrem Mund empor, und es war ihm anzumerken, daß er keinen Spaß verstand. Die Wut in ihm hatte etwas Unpersönliches, sein Gesicht leuchtete und glühte vor Haß. Aber es galt gleichsam nicht dem Weibe oder der Möglichkeit ihres Verbrechens, sondern es war — wenn's sich mit einem Ausdruck überhaupt nahe kommen läßt — ein wehrloses Entsetzen vor der unentrinnbar durchdringenden klaren Wirklichkeit dieses Augenblicks.

Unvergeßlich wird mir der blitzartig wechselnde Ausdruck im Gesicht des Weibes sein: Furcht, Zorn, Trotz, höhnische Verachtung. Ganz offen, deutlich! Es war ihr unmöglich, sich zu verstellen oder vielmehr: der Ansturm ihrer Empfindungen war so heftig, daß sie es vergaß.

Und über den Krug hinweg, den er zu ihrem Gesicht emporhielt und an dessen Rand sie nun die Lippen legte, begegneten sich ihre Blicke regungslos, flammend. Es war ein Kampf. Ein ebenbürtiger Haß und Hohn lag in beiden, in beiden eine Sicherheit überlegener Kraft.

Sie trank in langen Zügen gemächlich langsam und mehr als nötig und beobachtete ihn dabei unausgesetzt mit funkelndem Triumph. Dann setzte sie ab und sah lächelnd in die Runde.

„Na, hat sie nicht recht? Sie kann uns wirklich auslachen, wenn wir sie so viel trinken lassen“, sagte Mikicz ärgerlich und griff nach dem Gefäß. Auch die anderen drängten näher.

Renneter aber stand, hielt den Krug noch ein Stück höher und blickte das Weib unbeweglich an mit steifem Ernst. Dann neigte er den Krug langsam, indem er das Auge nicht von ihr wandte. Sie verfolgte seine Bewegungen mit Verwunderung, Mißtrauen und immer mehr mit atemloser angstvoller Spannung. Nun drehte er den Krug vollends um und goß das Wasser auf die Erde. Einen Augenblick war sie wie erstarrt, dann stürzte sie sich mit wutverzerrtem Gesicht und einem wilden Aufschrei auf ihn. Die Umstehenden packten sie im letzten Augenblick und entwanden ihr ein Messer, das sie in den Röcken verborgen haben mußte. Ein wirrer Tumult entstand. Man hätte sie am liebsten erwürgt.

Man band ihr nun die Hände auf den Rücken und schleppte sie zum Regimentskommando. Renneter, der immer noch den Krug in der Hand hielt, folgte nur langsam hinterdrein. Wir, die wir zurückgeblieben waren, sahen auf den nassen Fleck im Graje, und es graute uns. Einige, die das schöne Wasser bedauerten, das da in der Erde versickerte, bestritten heftig, daß die Schuld des Weibes erwiesen sei.

Beim eiligen Frühstück am nächsten Morgen vor dem Aufbruch erzählte uns ein Assistenzarzt, unter welchen furchtbaren Krämpfen das Weib in der Nacht gestorben sei. Mehrere und besonders jene, die gestern die Schuld des Weibes für durchaus erwiesen hielten, schüttelten sich schaudernd, als fühlten sie das Gift in ihren eigenen Därmen und verfluchten die schlaue Hexe unter den wütendsten Beschimpfungen.

„Könnt' eure Zunge im Käfig lassen!“ fuhr da zu aller Verwunderung Renneter auf.

„Mehr als morden wollte sie euch ja auch nicht! Nun ist sie tot. Was wollt ihr noch?“

Und leiser sagte er nach einer Weile zu mir: „Was wußte sie von uns? Wen kannte sie von uns? Der Krieg kam wie vom Teufel her über sie. Sie wollte was Großes gegen den Teufel ausrichten. Sind wir nicht alle darauf aus, etwas gegen den Teufel auszurichten? Wie, ist's nicht so?“

Er sah mich scharf und wartend an. Ich nickte.

„Als sie in die Schule ging“, fuhr er fort und lachte kurz, „da war bei ihnen offenbar das Völkerrecht noch kein obligater Gegenstand.“

Dieser Renneter aber war jener Mann, von dem ich euch erzählte, daß er mit einer Schußwunde im linken Arm nicht zurückbleiben wollte. Er sei dadurch nicht kampfunfähig, sagte er, da er doch marschieren und den Säbel führen könne, und man mußte ihn geradezu mit Gewalt im Lazarett zurückbehalten.

Totensonntag 1915.

Ihr, die ihr heut um Blumenhügel weben
Und Lichte zünden möat im fahlen Abendgrau'n,
Fromm zu beschwören hingesunkenes Leben —
Ihr leidumflorten Mütter, Bräute, Frau'n,
O weint, weint euer Weh ins feuchte Gräberbraun!
Noch Jammervollere sind, die tief in Häusern beben.

Um ferne Hügel schluchzt ihr endlos klagen,
Die irgendwo, geschwind emporgewühlt,
Auf Feldern, blutgetränkt und frostdurchkühlt,
Ihr Liebstes bergen aus verschollenen Tagen —.
So hat die armen Stätten Welter überpflügt,
Daß kaum die Kreuze mehr ins Leere ragen.

Und keine Macht, die huldreich euch entrücke
Zu dieser Toten tiefem, tiefem Einsamsein!
Schwer schürft ihr der Erinnerung Gnadenwein.
Gestorbenes lebt herauf vor eurem Blicke —
Und Liebe, uferlose, schwingt — und schlägt die Brücke...
Da gehn die Toten dann beseligt ein
Und finden heim in die erloschne Lücke.

Sie sitzen mit euch um den Tisch und lauschen
Auf jedes kleine Wort, auf jeder Träne Fall —.
Ihr spürt sie in des Vorhanas leisem Rauschen,
Hört ihrer Stimme lind gelösten Schall —.
Ihr möchtet stillsten Gruß mit ihnen tauschen —
Da schwinden sie zurück ins schwarze All...
Ihr aber in des wehen Blutes Widerhall
Hört klaren Quell der Ewigkeiten rauschen.

Rudolf Rieth, im Felde.

Der Hut.

Von Else Kolliner.

(Nachdruck verboten.)

„Aber ich bitte dich“, sagte Frau von Lising beim Einpacken zu ihrer Tochter, „du wirst doch diesen verschossenen Hut und diese ausgerupfte Boa nicht nach Gastein mitnehmen wollen. Auf die Kathi und schenke ihr beides. Sie wird selig sein, und wir ersparen das Trinkgeld.“

Kathi, der die Berufspflichten eines „Stubenmädchens“ in der „Dependence“ übertragen waren, schob sich auf das Klingelzeichen zur Türe herein, während sie sich die seifigen Hände an der Schürze abwischte.

„Kathi“, sagte Frau von Lising, „weil Sie immer so brav waren und uns gut bedient haben, wollen wir Ihnen auch etwas Schönes zum Abschied geben. Ich denke, dieser Hut und diese Boa werden Ihnen Freude machen. Sehen Sie, der Hut ist aus Paris. So etwas haben Sie doch von niemandem bekommen, nicht wahr?“

Kathi konnte das Glück gar nicht fassen. Sie dankte stotternd ein über das anderemal, rieb sich die Handflächen beinahe wund an ihrem Rock, ehe sie Hut und Boa zu berühren wagte und rannte dann damit in ihre Bodenkammer, als hätte sie Angst, Frau von Lising könnte sich's noch anders

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19151121030/fragment/page=0001

überlegen. Mit dem zerbrochenen Kamm strich sie sich die Haare zurück, so wie es alle die jungen Fräulein taten, wenn sie sich zum Ausgehen zurechtmachten, und dann probierte sie den Wunderbau auf. Sie war ganz versunken in diese angenehme Beschäftigung, als sie die ärgerliche Stimme der Direktrice hörte, die sie rief. Rasch versteckte sie den neuen Besitz und stürzte eiligst die Treppen hinab. Was denn das heißen solle, am hellichten Tage auf ihr Zimmer zu gehen und Wasserei=mer und Hader einfach mitten auf der Treppe stehen zu lassen. Ob denn das Hotel ein Stall und sie zu ihrem Pläsier und Faulenzen aufgenommen sei. Die Predigt fiel ziemlich kräftig aus, und das war der erste bittere Tropfen in ihrem Freudenbecher.

Sie konnte den Sonntag gar nicht erwarten, an dem sie zu ihren Eltern zu gehen pflegte, die am Ende des Dorfes mit ihren zehn Kindern in einer Hütte wohnten, um ihrer Mutter freudestrahlend von dem großartigen Geschenk zu erzählen. Aber da kam sie schön an. Trinkgeld hätten sie ihr wohl keins gegeben? So eine Frechheit: Die glaubten wohl, ihre alten Lumpen, die ihnen zum Tragen zu schlecht wären und die sie ohnehin wegwerfen müssen, seien gut genug für so eine dumme Gans, damit sie sich das Trinkgeld ersparen könnten. Daß sie sich ja nie unterstände, ihr jemals mit dem Hut unter die Augen zu kommen. Da konnte sie was erleben. Beinahe hätte es Prügel für ihre „Blödheit" gegeben, und laut heulend saß sie am Abend in ihrer Kammer vor dem Unglücksgeschenk. Die Mutter war nur so „barb" gewesen, weil sie auf Geld gerechnet hatte, das sie jetzt nicht bekam. Jeden Kreuzer mußte sie abliefern, und wenn ihr jemand etwas schenkte, wovon sie zu Hause nichts hatten, war der Teufel los. Sie hatte es satt, sich von früh bis abends zu plagen, immer für die anderen. Wenn sie so viel Kinder hatten, sollten sie selbst schauen, wie sie damit fertig würden. Und je mehr man ihr die Freude an dem Hut stören wollte, desto mehr hing sie ihr Herz daran. Sie war bis dahin leicht zu lenken und nicht eitler als andere gewesen. Nun aber, wo sie das Glück, einen Hut zu tragen, nur heimlich abends vor ihrem Spiegelscherben genießen konnte, trug sie das Gefühl des Unterdrücktseins immer in sich herum. Außerdem fühlte sie jetzt einen Abstand zwischen sich und den andern Bauernmädchen, als gehöre sie auch zu den Stadtleuten, und sie schloß sich in den freien Stunden an die Dienstmädchen an, die einige wirtschaftsführende Parteien mitgebracht hatten. Früher hatte sie sich in bäuerischem Mißtrauen von ihnen fern gehalten, jetzt als Besitzerin eines Hutes und einer Boa fühlte sie sich zu ihnen gehörig. Natürlich kamen sie sich ungeheuer erhaben über das Bauermädel vor, trotzdem sie vor kurzer Zeit selbst nichts anderes gewesen waren. Aber als Publikum war sie ihnen gut genug und sie renommierten um die Wette von ihren „Verehrern" und Sonntagsvergnügungen. Am liebsten ließ sie sich aber von ihren Kleidern erzählen, die sie natürlich in der Stadt gelassen hatten. Das Ende dieser Unterhaltungen war dann gewöhnlich die Frage, ob die Kathi nicht auch in der Stadt in den Dienst treten wolle. Ob sie wollte! Aber die Eltern würden sie nicht lassen. Beim Hotelier sollte im Herbst ein Kind ankommen, und da sollte sie Kindsmagd werden, weil die Eltern sie dann leichter an der Hand hätten und ihr jeden Kreuzer wegnehmen könnten. So ging denn eines Tages die Poldi mit der Kathi zu deren Eltern und setzte ihnen auseinander, daß der Verdienst in der Stadt viel größer sei und daß Poldi, wenn's den Eltern recht wäre, der Kathi einen sehr einträglichen Dienst verschaffen könne.

Den Eltern war's recht, daß die Kathi mehr verdienen könne, und so zog sie denn im Herbst in die Stadt. Während der langen Eisenbahnfahrt hielt sie den Hut und Boa, sorgfältig in Zeitungspapier eingeschlagen, auf den Knien und träumte von den vielen noblen, abgelegten Kleidern, die sie von der Herrschaft bekommen werde.

Die erste Zeit war sehr schwer für Kathi. Die hohen Häuser, die vielen Menschen und Wagen, hatten sie anfangs ganz betäubt. Glücklicherweise hatte sie als „Arbeitsmädchen" nur mittags und abends um Bier zu gehen und das war gleich um die nächste Ecke. Aber die Luft fehlte ihr und es war ihr, als müßte sie ersticken. Die vielen Möbel in den Zimmern verwirrten sie, überall stieß sie an und die ungewohnten feinen Sachen entfielen ihren stumpfen Fingern, trotzdem sie sich alle Mühe gab. In der Zeit sah sie immer erhitzt und ängstlich drein, und sie kam aus dem Schreck nicht heraus.

Die Poldi richtete sie mittlerweile auch ihrerseits ab. Sie sagte ihr, daß sie jetzt, wo ihre Eltern sich nicht mehr dreinmischen könnten, doch nicht so dumm sein werde, ihren Lohn nach Hause zu schicken. Ein paar Kronen täten es auch, und die Eltern könnten sich dafür noch schön bedanken. So anständig seien wenige Mädchen. Und so lehrte sie die Kathi allerlei kleine Manöver, mit denen sie den Anschein erwecken konnte, als hätte sie alles nach Wunsch getan, und die ihr die Arbeit erleichterten. „Soll sich deine Gnädige einmal hinstellen, täglich fünf Zimmer bürsten, du wirst doch nicht so dumm sein. Wenn man ein Zimmer jeden andern Tag bürstet, ist's gerade genug. Wer zahlt unsereinen was dafür, wenn wir uns die Lunge ausblasen. Tu ihr den Gefallen und fürst' täglich das Stück an der Schlafzimmertür, darauf spitzt sie. Wenn sie dich hört, dreht sie sich um und schläft weiter, und du kannst nachher tun, was du willst."

Die Kathi glaubte jedes Wort, das man ihr sagte, wenn es sich darum handelte, sie als eine Gedrückte, Ausgebeutete hinzustellen. Seitdem man ihr damals die Freude an dem Hut verdorben hatte, fielen solche Redensarten auf fruchtbaren Boden bei ihr. Mit dem Hut hatte sie noch eine große Enttäuschung erlebt. Als sie ihn an ihrem ersten freien Sonntagnachmittag voll Stolz und Glück aufsetzte, um mit Poldi spazieren zu gehen — der Poldi ihr Tramwankondukteur hatte gerade Dienst — hatte sie sofort heraus, daß der Hut kaum mehr zu tragen war. „Den haben dir die noblen Damen auch nur wegen deiner Gutheit aufgehängt, so eine Gemeinheit, sich so um das Trinkgeld herumzudrücken." Das war zwar dasselbe, was die Mutter gesagt hatte, aber bei Poldi war's ganz was anderes, die hatte ja nichts davon. Natürlich mußte sie sich nun bald einen Filzhut für den Winter kaufen und dann brauchte sie bald eine Bluse oder einen Schirm — so etwas hatte sie noch nie gehabt — und so kam es, daß sie nie einen Kreuzer Geld hatte.

Gleich in den ersten Tagen hatte der Fleischergesell, der täglich das Fleisch ins Haus brachte, mit ihr gescherzt, dann hatte er ihr aufgelauert, als sie um Bier ging, und der Fräulein eine längere Unterhaltung mit ihr geführt. Das hatte ihr sehr geschmeichelt; nachdem sie aber einmal Sonntags zusammen ausgegangen waren, und die Kathi sehr erhitzt nach Hause kam, hatten sie die überflüssigen Titulaturen aufgegeben. Es war jetzt ausgemachte Sache, daß sie jeden „Ausgang" miteinander verbrachten, und die guten Lehren, die sie von der guten Poldi bekommen hatte, konnte er ihr auch geben. Der Franz war sehr oft in Vorstandsversammlungen und was er da aufgeschnappt und nicht verstanden hatte, trug er ihr in seinem hochtrabenden Hochdeutsch vor. Ihr tat es wohl, wieder von jemanden zu hören, daß sie zu den Unterdrückten gehöre, und ihm schmeichelte ihr nicht gerade verständnisvolles, aber bewunderndes Zuhören.

In der Küche hatte sie auch mancherlei über die Mittel gelernt, mit denen man sich gegen die Unterdrücker steift. Das Köberegeld (Bezeichnung für den kleinen Profit, den sich Wiener Dienstmädchen beim Lebensmitteleinkauf dadurch zu machen pflegen, daß sie höhere als die tatsächlich gezahlten Preise verrechnen) war eine von diesen Einrichtungen. Die Poldi hate ihr gleich anfangs gesagt: „Erst wirst in jedem Winkel was finden. Ein Taschentuch, ein paar Heller oder gar ein Portemonnaie. Das Geld ist aber immer abgezählt. Wenn du's immer zurückgibst, dann hast deine Ruhe. Dann sagen's, du bist ehrlich." Die Kathi hatte das auch immer getreu nach dem guten Rat getan. Aber einmal, als sie Sonntag früh das Zimmer vom Fräulein aufräumte, lagen ein paar Schleier auf dem Toilettentisch. Wenn sie heute davon einen tragen könnte, morgen wollte sie ihn sicher wieder auf den Platz legen. Sie steckte ihn rasch in die Tasche von ihrem Unterrock. Niemand hatte etwas gemerkt, und alles ging gut. Als er Montag etwas zerknüllt auf dem Tische lag, dachte das Fräulein, er sei wohl tags vorher heruntergefallen, und die ehrliche Kathi habe ihn beim Aufräumen gefunden.

Im Februar zog in die Wohnung im dritten Stock, die bis dahin leergestanden hatte, eine neue Partei, zu der ein „junger Herr" gehörte. Er kam gewöhnlich nach Hause, wenn die Kathi um Eier ging. Er hatte sie gleich die ersten paarmal so angesehen, daß ihr ganz heiß geworden war. Dann hatte er sie angesprochen und sie einmal gefragt, ob sie nicht mit ihm ausgehen wolle, einmal ins Theater-Varieté. Ihrer Herrschaft könne sie ja sagen, daß eine Tante vom Land da sei, der sie das Theater zeigen wolle. Sie wußte kaum, was ein Theater war und sie amüsierte sich köstlich. Es war fraglich, wer mehr Genuß von dem Abend hatte, sie oder er. Jedenfalls war das doch etwas anderes, als ein Fleischergesell.

Dem Franz entging es natürlich nicht, daß die Kathi sich nichts mehr aus ihm machte. Er versuchte es im Guten und im Bösen, aber er konnte nicht herausbringen, wer dahinter steckte. So schlau war die Kathi jetzt schon. So legte er sich abends auf die Lauer, um zu sehen, wer mit ihr sprach, wenn sie um Bier ging. Aber sie war immer allein. Was auf der Treppe vorging, sah er natürlich nicht. Er hatte die Kathi wirklich lieb gehabt, aber jetzt durch alle Eifersucht wurde sein Gefühl eine martende Leidenschaft. Hätte er seinen Schmerz und seine Wut nur an irgend etwas auslassen können. Und da das nicht ging, kam er sich vor, wie ein Besessener, der das Gift aus seinem Körper nicht los werden konnte.

Eines Abends stand er wieder im dunkeln Hausflur gegenüber und wartete, daß die Kathi käme, um Bier zu holen. Diesmal würde er sie nicht eher freigeben, ehe sie nicht versprechen würde, wieder die seine zu werden. Er fühlte, heute würde sie ihm nicht widerstehen können. Aber statt der Kathi kam das Stubenmädchen mit dem wohlbekannten Bierkrug. Er trat rasch auf sie zu und redete sie in harmlosen Tone, wo denn die Kathi sei, sie habe ihm doch versprochen, heute auf einen längeren Plausch zu kommen. „Die Kathi?" fragte das Stubenmädchen verwundert, „aber, die ist ja heute tanzen!" „Ach so, da habe ich mich halt geirrt", sagte er und ging rasch davon. Diesmal sollte sie ihm nicht entgehen, der wollte er einen Denkzettel geben, daß sie genug hätte. Als er glaubte, daß das Stubenmädchen wieder zu Hause sein würde, kehrte er zurück. Anfangs, solange ihn die anderen Passanten deckten, ging er auf und ab. Aber, als das Leben langsam in den Straßen erlosch, suchte er sich einen Winkel, der von den Laternen nicht beleuchtet wurde. Er klapperte mit den Zähnen vor Kälte und Erregung, aber er merkte es gar nicht.

Langsam und leise fingen Schneeflocken an herabzusinken. Die Straße lag ganz still da, und seltsam sah sich das unhörbare Spiel der Flocken an. Hie und da hörte man die gleichmäßigen Schritte der Wache. Dann, wenn sie knapp an ihm vorbeikam, hielt er den Atem an und jedesmal ging die Gefahr vorüber. Es schlug zwölf Uhr, und von da ab hörte er jedes Viertel langsam hallend, durch die Dunkelheit und die Stille vom nächsten Turm schlagen und die Stimmen von Turm zu Turm weitergeben. Er war halb erfroren und tödlich erschöpft. Die Augen fielen ihm zu, und unter den geschlossenen Lidern sah er die Schneeflocken wie glühende Punkte tanzen. Aber immer wieder gab er sich einen Ruck und riß die Augen auf. Da — es mußte wohl schon gegen Morgen sein — hörte er auf dem Schnee das dumpfe Rollen eines Wagens. Glühend schoß ihm das Blut in den Kopf. Er fühlte es so wild in seinen Schläfen hämmern, daß er beinahe nichts anderes hörte. Aber jetzt bog die Droschke um die nächste Ecke. Sie fuhr langsamer — immer langsamer — da hielt sie vor ihrer Tür. Ein Herr stieg aus, dann ein Mädchen, und dann entfernte sich die Droschke langsam. Mit ein paar Sätzen stand er neben ihr und packte sie am Arm. So rasch ging alles daß sie erst das verwüstete Gesicht mit den wilden Augen gar nicht erkannte und nur instinktiv einen Schreckensruf ausstieß. Der Herr, der gerade den Hausschlüssel in das Schlüsselloch gesteckt hatte, drehte sich sofort um. „Lassen's das Mädel augenblicklich gehen", herrschte er den Franz an. Aber der hörte gar nicht auf ihn. Er starrte die Kathi nur wortlos an und hatte ganz vergessen, daß er überhaupt etwas sagen wollte. Er konnte seine Gedanken gar nicht zusammen bekommen, ihm war als hätte er irgend etwas im Kopf, das sich vor sein Gehirn legte. Aber je mehr sich die Kathi loswinden wollte, um so eiserner hielt er sie fest. Plötzlich fühlte er, wie der Herr nun seinerseits seinen Arm packte. Er war doch zu erschöpft, um zweien standzuhalten, und mit einem Ruck hatte der Herr die Kathi losbekommen. Aber als er dann schnell die Haustür öffnete und die Dunkelheit das Paar verschlingen wollte, kam dem Franz plötzlich die Klarheit, daß damit die Kathi für immer aus seinem Leben verschwinden würde. O nein, so leicht machte er's den beiden nicht. Und im selben Augenblick, als der Herr den Schlüssel aus der Tür ziehen wollte, fühlte er plötzlich etwas Eisiges in sein Fleisch eindringen, in sein Blut, ja überall dorthin, wo sein Leben war, und mit einem undeutlichen Gurgeln fiel er zu Boden.

Ein paar Monate später fand die Verhandlung gegen den Fleischergesellen Franz Gröbl wegen Todschlages statt. Die Hauptzeugin Katharina Wiesner aus Seefelden wurde aus dem Gefängnis vorgeführt. Sie hatte in der bewußten Nacht unter der Jacke eine weiße Bluse vom Fräulein getragen und als die Polizei ihren Koffer nachgesucht hatte, war sie auf verschiedene Sachen, lauter Putz und Tand gestoßen, die dem Fräulein und der gnädigen Frau gehörten.

Bunte Zeitung.

Kampftiere.

Die Bienen — so erzählt die „wahrheitsliebende" „Times" — sind von deutschen Schutztruppen in Ostafrika in den Kriegsdienst gestellt worden, und die englischen Truppen haben — so berichtet das Londoner Lügenblatt weiter — vor den kampflustigen Tierchen die Flucht ergreifen müssen; sie haben dann vor Amazonen Reißaus genommen, denn der Giftapparat der Bienen ist ein Vorrecht des weiblichen Geschlechts. Uebrigen haben die Vorfahren der heutigen Briten, die Angelsachsen, schon Bienenschwärme „mobil gemacht", so als sie bei Chester gegen die Norweger kämpften. In Australien, so erzählt M. Reuter im „Prometheus", dessen Angaben wir hier folgen lassen, benutzen schon seit langem Eingeborene bestimmte Bienenarten als Angriffsmasse. Sie sperren etwa hundert der sehr angriffslustigen Bienen in ein rundes, dünnes Körbchen, das mit einem bestimmten pflanzlichen Dungstoff ausgerieben ist. Beim Wurf platzt die „Bombe"; die durch den Duftstoff gereizten Tierchen fahren sogleich auf ihren Gegner los. Gleich dem König Prusias suchen auch heute noch malaische Seeräuber, die sich gelegentlich auf ihren schnellfahrenden Booten an kleinere Küstendampfer heranmachen, ihre Gegner durch Schleudern von Giftschlangen zu übermältigen. So furchtbar Bienen und Schlangen auch als Kriegswaffen wirken, sie werden doch durch eine Waffe übertroffen, die man ebenfalls schon im grauesten Altertum im Festungskrieg anwandte. Bei der Belagerung von Konstantinopel wurden Hunderttausende von Mäusen und Ratten, die man tagelang mit denPeichen der an der Pest Verstorbenen zusammengetan hatte, auf die Einwohner losgelassen. Die Nager verschleppten die Seuche in die Stadt; allenthalben brach die Krankheit aus und wirkte verheerend unter den Belagerten. Bekannt sind die Kriegsgesandten Hannibals, die Katzen der Perser, die zugleich Brände in die feindlichen Ortschaften trugen. Auch Falken, Sperlinge und Störche wurden früher im Festungskriege als „Feuerträger" verwandt. Heute vermögen anscheinend harmlose niedere Tiere — die den Menschen und Tieren anhaftenden Schmarotzer als Träger infektiöser Krankheiten — weit größeres Unheil anzurichten, als die hier aufgeführten „Kampftiere". Es sei nur auf die Kleiderlaus, die Trägerin des Flecktyphus, hingewiesen.

Mangel an Trauringen.

„Daily Mail" berichtet von einer argen Kalamität, die in Birmingham eingetreten ist. Dort hat die Zahl der Kriegstrauungen so stark zugenommen, daß die Nachfrage nach Trauringen das Angebot bei weitem übersteigt. Trotzdem die Goldschmiede mit Hochdruck arbeiten, sehen sich viele Bräute gezwungen, wegen des fehlenden Trauringes die Hochzeit zu verschieben. Eine kluge Vorsicht, denn — „tut keinem Dieb nur nichts zulieb als mit dem Ring am Finger".

Preis-Rätsel.

Pyramidenrätsel.

An Stelle der Punkte sind Buchstaben zu setzen, daß die drei Seitenlinien ergeben:

. .
. . .
. . . .
. . . . .
. . . . . .

1. Militärischen Grad,
2. Feindlichen König,
3. Italienische Herzogtum.

Die einzelnen Reihen bedeuten: 1. Buchstabe, 2. Flächenmaß, 3. Artikel, 4. Teil des Baumes, 5. Musikinstrument, 6. Italienische Herzogtum.

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 47:

„Generalstab".

Richtige Lösungen sandten rechtzeitig ein:

Aus Halle: Gertrud und Franz Büsching, Frieda Angermann, Meta Arnold, Frau M. Brode, Gerhard Bleichert, Herbert Bleichert, Fritz Buschmann, Hans Bernard, Charlotte u. Gertrud Becker, Käthe Breitter, Charlotte Besser, Karl Conrath, Luise u. Margarete Dieße, Walter Engels, Lisa Ellrich, Hede Eberhardt, Helmut Friedrich, Paul Finsterwalder, Frau Froebe, Amanda Fuß, Gustav Grunicke, Frau Lina Hauch, Walter Hofmeister, Martin Haberkorn, Franz Hinsche, Charlotte Hummel, M. Jenzsch, August Kammann, Hans Kammann, Ilse Klingenstein, Werner Kirsten, Gertrud Kretzmann, Paul u. Kurt Kruse, Erich Kobrs, Fritz u. Kurt Linke, Otto Lange, Elisabeth u. Gertrud Leppin, K. Müller, Paul Müller, M. Rück, Gerhard Pollack, Anna Pflugk, Luise Pieper, Meta Paul, Peter Riedel, Siegfried Reimer, Else Röhr, Alexander Rubel, Elsa Spierling, S. u. Olga Schade, Margarete Schellhase, Wilhelm Sommer, Elisabeth Schucht, Helmut Schumann, Frau Gertrud Stein, Hans Stüwe, Heinrich Stück, Elfriede Thiele, Rosa Trebesius, Margarete Ulrich, Martha Weihrauch, Hans Wolff, Frau E. Woepke, Gotthold v. Zwyguauitz (Hausnummer angeben!), Ernst Zuchold (Wohnung angeben!), Fritz Ursin, Charlotte Rodeck, Paul Heinze, Elisabeth Dömel, Gertrud Voigt, L. Meusel, Franz Heiser, Margarete Mücke, Henry Gerhardt, Willi Hennicke, Kurt Harnisch.

Auswärtige: Kriegsfreiw. Utffz. Dr. Rud. Wolf (z. Zt. im Felde). Bruno Hausen-Stadtfurt, Ella Bastian-Ermsleben, M. Hühne-Laubegast, Günter Höndorf-Neu-Dölau, Elfriede Böhme-Schaffstädt, Albert Kopsch-Koburg, Frau Berta Schroeter-Beesen, Ida Schumann-Rügenwalde, Marie Schmidt-Merseburg, Max Schliack (z. Zt. im Felde), R. Teuphl-Stadtfurt, Walter Weber-Merseburg, Johannes Hoenow-Diemitz, Hans Laue, z. Zt. im Felde, Th. u. C. M. Hofmann-Coldiß, Karl Brandt-Magdeburg, Oskar Stegmann-Salzungen, Frau Frieda Paarsch-Löbejün, Frau Emma Schumann-Merseburg, Friedel Obermann-Bitterfeld.

Preise erhielten: Gertrud und Franz Büsching hier, und zwar:

„Bunte Steine" von Adalbert Stifter,

und Kriegsfreiw. Utffz. Dr. Rud. Wolf (z. Zt. im Felde), u. zwar:

„Quentin Durward", Roman von Walter Scott.

Rätsellösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstags mittag in unserer Hauptgeschäftsstelle abgegeben sein, die Aufschrift „Rätsellösung" tragen und mit genauer Adresse versehen sein, auch empfiehlt es sich, das Alter des Einsenders anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19151121030/fragment/page=0002